

In bester Gesellschaft mit Lieschen und Fräulein Pauline

Heinrich Zille zweifelt, zeichnet und schreibt weiter an seinen traurigen Großstadtdokumenten

Zille ist müde. Der Alte mit der Knubbelnase fühlt sich benutzt für eine reichlich verlogene Volksverbundenheit, für billige Folklore. Zille trägt seine Haut zu Markte, quält sich durch die verhassten öffentlichen Verpflichtungen, würde am liebsten alles hinschmeißen. Auch Gebrechen zwicken, und seine brave Hulda ist schon seit fünf Jahren tot. Die Schwiegertochter kümmert sich um den Haushalt, kann aber nicht mehr im Kiez einkaufen, der Kaufmann verlangt den dreifachen Preis, schließlich ist Zille ja berühmt und wird sich demnächst 'ne Villa im Grunewald leisten, so jedenfalls die Meinung des Krämers.

Mitte der Zwanzigerjahre befindet sich Berlin im Zillefieber. Gefragt hat den Alten keiner. Das Große Schauspielhaus lädt zum »Hofball bei Zille« vor Zillekulissen, mit einem Zillemilieustück auf der Bühne und Lumpenball in allen Räumen. «Hoch Vater Zille!» rufen Menschen mit falscher Behinderung und geregelterm Einkommen. Harfenjulen, Schießbudenfiguren, Wandervögel mit Klampfe, Höckerweiber und blinde Veteranen schieben übers Parkett. Der fünfte Stand, Menschen, die ihrem Geschick nicht entgehen können, werden drin als lauer Abklatsch gefeiert, während die Echten draußen bleiben, und Zille muss rein und mitmachen, damit er was für die da draußen tun kann. Die Spaßgesellschaft um ihn herum fordert dem unabhängigen Geist Zille so einiges ab. Bissige Kommentare muss er runterschlucken, und mit Magendrücken verlässt ein grummeliger Zille die blödsinnige Meute. Bis zum nächsten Mal. Unser Pinselheinrich, immer lustig, immer frech. Heinrich Zille, der begnadete Zeichner und Texter, klare Beobachter und Stadtwanderer, emsige Erzähler von todtraurigen Zuständen, der mit dem lachenden und dem weinenden Auge, wird zum netten Berliner Maskottchen. Früh am Morgen steigt das falsche Holzbein in die Limousine, die Tür hält der Chauffeur in Habtachtstellung, mit einem »Zu ihren Diensten« auf den Lippen. Die feine Dame in Begleitung, als Bollenjuste ausstaffiert, im festen Glauben,



das habe etwas mit Zwiebeln zu tun, kennt nicht die Hurengesprache, sonst wäre ihre Wahl nicht auf dieses Kostüm gefallen.

Ein Foto zeigt den Maler mit dem Rücken am wärmenden Kachelofen in der Zimmerecke. In der Rechten die geliebte Pfeife, der Blick über den Brillenrand, die Beine durchgestreckt für möglichst viel Ofenfühlung, an den Füßen dicke Puschen. An einen Künstlerfreund schreibt er im November 1926: »Friere, trotz der warmen Stube. Laufen, essen, schlafen schlecht. Herztätigkeit falsch. Bin runter, trotz ich oben wohne.« Zusammen mit Sohn und Schwiegertochter wohnt Zille in einer Dreizimmerwohnung in der Sophie-Charlotten-Straße Nr. 88, vierter Stock. Autogrammwünsche, die mit der Post kommen, werden erst dann erfüllt, wenn vom Absender fünf Mark an Bedürftige gezahlt werden. Die Briefumschläge von Zilles umfangreicher Korrespondenz werden in gebo-



terer Sparsamkeit gewendet wie die Hemdkragen. Auf dem Tisch liegen Stapel mit Kleingeldscheinen, schön sortiert nach Adressaten. Einer ist für das bucklige Lieschen bestimmt. Sie ist damals vom Friedrichshain bis zum Zille gelaufen, durch die ganze Stadt im dünnen Fähnchen mit dem armen Wurm aufm Arm. Unter den Linden hatte sie Streichhölzer verkauft, ein Auto hatte sie dabei angefahren, und sie sollte ins Krankenhaus. Da hat sich die Schwiegertochter des Malers an die Nähmaschine gesetzt und aus Sachen seiner verstorbenen Frau ein paar warme Stücke genäht für das bucklige Lieschen. Und dann haben sie das Lieschen im Hospital untergebracht. Zille kann nicht anders, fühlt sich seinen Modellen verbunden und verpflichtet. So viele haben für ihn stille gestanden. Wie die ganze Familie, für die es danach was Gutes geben sollte an diesem Sonntag, er würde es schon zahlen. Und was gönnten die

braven Leute sich: Hering und Pellkartoffeln! Also wird das Zille-Tamtam weitergehen und dabei ein bisschen was abfallen für die vom Miljöh, dafür wird er Sorge tragen.

»Hier mein großer Arbeits- und Esstisch mit der elektrischen Lampe. Da mein Bett – mein Ruhe- und mein Sorgenlager. Da mein Arbeitsschrank mit der Klappe, an der ich zeichne und tusche. Die Staffelei und der Kleiderschrank – und der kleine Schrank mit den Andenken und den Photos von lieben Freunden. Ja, ja – Wieviel sind davon nicht mehr lebend zu seh'n ... und dann da hinten meine kleinen Freunde, meine Vögelchen!« Heinrich Zille plaudert mit Hans Ostwald, dem Herausgeber der Edition Großstadtdokumente, einem frühen Kind der Metropolenforschung. Magnus Hirschfeld zum Beispiel schrieb den Band Berlins drittes Geschlecht über Homosexualität, der Berliner Boheme widmete sich Julius Bab, Gründungsmitglied des Jüdischen Kulturbundes. Band 5 über Das Zuhältertum in Berlin verfasste Ostwald selbst, der sich als Ethnograf des dunklen Berlins begriff. Als Beleuchter der Unkultur trifft er zwangsläufig mit dem 15 Jahre älteren Zille zusammen. Ostwald sammelt Lieder aus dem Rinnstein, und Zille wird als Rinnsteinmaler verhöhnt. Unappetitliche Empörung entlädt sich über ihm anlässlich seiner Aufnahme in die heiligen und höchsten Reihen der Akademie der Künste. Hans Ostwald also schreibt ein dickes Zillebuch. Es erscheint 1929, und es heißt, Zille lehne es zu großen Teilen ab. Fühlt er sich nun auch von denen falsch verstanden, die eigentlich wissen müssten, wovon er redet? Ostwald wird sich später den nationalsozialistischen Aktionen wie Mutter-, Winter- und Kinderhilfe und der Bewegung »Kraft durch Freude« gegenüber sehr aufgeschlossen zeigen.

Zille ist so etwas wie ein Kriegsreporter, der in seine friedliche Heimat zurückkehrt, seine Bilder präsentiert, um Augen zu öffnen. Der Erlös kommt den Krisengebieten zugute. Zille zeichnet heimlich hinter dicken Weißbiereimern und unter der Tischkante, schleicht sich in Ganovenspelunken und setzt Zähne und Visage aufs Spiel. Kauft sich mit Buletten und Rollmops ein, mit allem, was der Wirt übertrenen reicht. In brenzligen Situationen retten ihn Bekanntschaften aus dem Milieu, die für seine Harmlosigkeit als Pinselfritze bürgen. Zilles sicherer Einsatz der Sprache, sein Spott und Zynismus, der kompakte Strich, all das gehört zusammen. Seine Blätter, Mappen, Zyklen sind dicht und weit gedacht, weder intel-

lektuell verstiegen noch modisch. Die schlagen einem direkt ins Gesicht. Kindersärge, Kriegsveteranen, Obdachlose und tote Ratten. Keine Illusion von Flucht oder Ausweg oder Besserung. Nur diese festgehaltenen Momente der Wärme und des kurzen Glücks gegen das Elend und die Härte untereinander. Ein Blumentopf für das kranke Schwesterchen als Naturersatz, und die ganze Kindermeute gibt eine Zirkusvorstellung auf dem Hof. Otto Nagel, jüngerer Maler- und Realismuskollege, stellt anerkennend fest: »Zille schenkte nichts. Es roch nach Wedding und nach Berliner Osten, nach Müllkästen und Wanzenstuben.« Kinder, die sich brüsten, Blut in den Schnee spucken zu können. Eine Frau auf dem Gang ins Wasser, ihr ängstliches Kind im Arm beruhigend, dass es schon nicht so kalt sei, schließlich leben die Fische ja auch darin. Die meisten Berliner Tageszeitungen folgen dem Ruf ihrer Leser nach Zillebildern. Aber nur widerwillig, weil von Zille sehr bestimmt vor die Wahl gestellt: ganz oder gar nicht. Und ganz heißt mit ausgemergelten Müttern und hohlwangigen rachitischen Kindern.

Der weniger bekannte Zille ist der Autor der Hurengespräche. Dieser Zyklus erscheint 1913 unter Pseudonym und wird sofort verboten. Zilles Umgang mit der Sprache ist hier am modernsten. Acht Frauen im Gespräch. Jede von ihnen eine Hure, eine jede erzählt ihre Geschichte. Der Zeichner hört zu, beobachtet und gibt, unter dem Anschein des sachlich Dokumentarischen, das Gehörte und Gesehene in schockierend schonungsloser Weise wieder. Es ist eigentlich nicht zum Aushalten. Die Frauen, die so miteinander nie an einem Tisch gesessen haben, sind Kunstfiguren, aber dennoch wird Zille für die Schilderung ihrer Schicksale nicht seine Fantasie bemüht haben müssen. (Bollenjuste ist auch mit von der Partie, Frau Geheimrat.) Hier geht es nicht um Erotik, es geht um Vergewaltigung, um Inzest, um Missbrauch, um alltägliche Bettgemeinschaften von Schlafbrüdern und minderjährigen Töchtern. Die Frauen erzählen von der täglichen Belästigung auf dunklen Stiegen, in schmutzigen Winkeln und Ecken, auf Gemeinschaftsaborten. Das unsentimentale Resümee der Huren bricht Zille kurz auf und lässt die Frauen für einen Moment innehalten und träumen. »Was hätte aus uns alles werden können?«

Zille spricht von Gewalt beim Arbeiten. Er, der auf handwerklich solidem Boden steht, hat es nicht so mit der Leichtigkeit. Zille nimmt es schwer. Als Fünfzigjähriger wird er aus der Lithografi-





schen Anstalt nach dreißig Jahren Schuftent entlassen. Zille weiß, wovon er spricht, der ist nicht aufgewachsen mit dem Silberlöffel, der hat die Armut selbst geschmeckt. Der Vater Dauerschuldner, die Mutter bringt die Familie mit Heimarbeit durch. Heinrich appliziert Tierchen auf Zackettücher, verkauft Tintenwischläppchen und Stecknadelkissen, verdingt sich als Laufbursche und Fremdenführer, kennt die Stadt wie seine Westentasche, ist flink mit den Beinen und im Kopf. Auf Erkundungstour geht später auch der Fotograf Zille, ebenfalls eine weniger bekannte Seite des Künstlers. Der nachlässige Umgang mit seinen Fotoplaten lässt vermuten,

dass Zille selber seine Fotografien nicht so ernst nahm. Viele sind als Vorlagen seinen Zeichnungen zuzuordnen. Die Bilder entstehen in Serien. Die Reisisammlerinnen, die sich mit ihrem ganzen lächerlichen Gewicht in das Joch stemmen und den knüppelgefüllten Leiterwagen durch Sandwege ziehen, sind ein immer wiederkehrendes Motiv. Auf dem Wäschetrockenplatz bläht der Wind eine Reihe Unterhosen. Zille fotografiert Straßenansichten einer Ross-Schlächtereier und des Sargmagazins Thanatos, eine Müllhalde in Charlottenburg. Die Producten-Handlung in der Parochialstraße kauft Lumpen, Knochen und allerhand neue Abfälle ein.

Den Stadtwanderer Zille verschlägt es auch auf den Rummelplatz, vor, hinter und in die Buden. Schaustellungen aller Art: Anatomie nur für Erwachsene, Die Wunder der Mechanik, Die Guillotine, Die original tätowierte Annita und ihr Hundetheater, Die behaarte Beate und Die Rosen aus dem Süden wollen begafft werden. Nicht weniger Exotisches verspricht der Indische Pavillon, von einem Nagelbrett und glühenden Kohlen ist die Rede, daneben steht die Bude für Kartoffelpuffer, Stück 1 Groschen. Diese Volksspektakel sind für den Zeichner eine wahre Fundgrube. Dem Besuch im Gruselkabinett folgt ein Abstecher ins Panoptikum mit den Absonderlichkeiten der weiten Welt. Zwischendurch gibt es eine handfeste Prügelei. Die Halbstarke pöbeln, rempeln und klauen. Körperkontakte werden auch im Zelt von Fräulein Pauline gesucht, die stärkste Dame Berlins misst mit stattlichen Mannsbildern im Schweizer Gürtelringkampf ihre Kräfte. Zilles Zeichenkohle flitzt übers Papier, das muss man doch festhalten. Nebenan zeigen Möbelpacker im gestreiften Trikot ihre beachtlichen Körpermaße. Pluto, der Stier von Hannover, darf dann ruhig auch mal angefasst werden, bevor es zum Ringkampf kommt. »Der Sieger bezahlt das Begräbnis!« Hüte fliegen in die Luft, Wettmacher sammeln Gebote ein. Zille ist entzückt vom prallen Leben, und nach dem Spektakel geht es für ihn in aller Stille weiter. Ein Kind pinkelt gegen die Bretterwand der Rosen aus dem Süden, am wackligen Wohnwagen lehnt ein einsames Karussellpferd.